

PREDIGT ZU DEM GLEICHNIS VON DEN ARBEITERN IM WEINBERG (MATTH. 20, 1-16)

VON REINHARD SCHMEER, FAIR-RHEIN E.V., KAMP-LINTFORT

„Wenn ich bis um neun Uhr keine Arbeit gefunden habe, finde ich an dem Tag gar keine mehr“, sagt Benedict. Als ich diesen Satz im Buch 'Bittere Orangen – Ein neues Gesicht der Sklaverei in Europa' des Ethnologen Gilles Reckinger gelesen habe, fiel mir sofort diese Geschichte aus dem Matthäusevangelium ein, die wir gerade gehört haben. Ein Gleichnis Jesu über das Reich Gottes, die neue Welt, wie Gott sie will. Und Jesus greift wie so oft Beispiele aus dem Alltag der Menschen auf, die so besser verstehen können, was die Botschaft dieses seltsamen Wanderpredigers mit ihrem Leben zu tun hat, ja wie umwerfend und neu ihr kärgliches Leben als Tagelöhner sein könnte, wenn die Güte, die Gerechtigkeit Gottes keine fromme abgehobene Phrase bleibt, sondern mit dem konkreten Leben, mit Blut, Schweiß und Tränen zu tun bekommt. Tagelöhner, ja das mussten wir, gemeinsam mit den Konfis, in unseren meistens gesicherten Lebensverhältnissen erst einmal versuchen zu begreifen, was das bedeutet: keine feste Arbeit, ein problematisches Zuhause, keine Arbeitslosenversicherung, nicht einmal Hartz IV, geschweige denn eine Altersversorgung oder dergleichen. Ja so war das zurzeit Jesu, dachten wir. Als wir uns mit dem Fairen Handel beschäftigt haben, hatten wir dann gemerkt, das gibt es ja auch noch heute, aber weit weg in den Ländern des Globalen Südens. Wenn etwa wegen Corona die Firmen aus dem reichen Norden ihre bestellte Ware den Textilfabriken Bangladeshs nicht mehr abnehmen, stehst die Textilarbeiterin von einem Tag auf den anderen auf der Straße, bekommt nicht mal ihren Lohn, weiß nicht, wie sie ihre Familie ernähren soll. Und wenn für die Erwachsenen plötzlich so viele Arbeitsplätze einfach wegfallen, müssen die Kinder ran, z. B. als Straßenverkäufer oder Haushaltshilfe, und vergrößern das Millionenheer der Kinderarbeiter. Wer Ohren hat zu hören, der höre, und wer Augen hat zu sehen, der schaue genauer hin, sagt Jesus oft bei seinen Gleichnissen. Ja, da ist es ja gut, dass es seit 50 Jahren den Fairen Handel gibt, den inzwischen fast alle kennen und auch unterstützen. Ja, auch wenn der/die Durchschnittsdeutsche inzwischen ein bisschen mehr dafür ausgibt – Beseitigung von Armut, Hunger, Kinderarbeit – Gerechtigkeit, eine Form der Wirtschaft, die allen ein würdiges Leben ermöglicht? Fehlanzeige!

Und nun auch noch Benedict und viele andere Tagelöhner. Sklaverei(?) hier in Europa? – „Wenn ich bis um neun Uhr keine Arbeit gefunden habe, finde ich an dem Tag gar keine mehr“, sagt Benedict. Und genauso geht es vielen anderen afrikanischen Erntehelfern in Kalabrien, die der Autor des Buches 'Bittere Orangen' zwischen Februar 2012 und November 2018 begleitet hat. Er entdeckte ausbeuterische Arbeitsverhältnisse, menschenunwürdige Lebensbedingungen, tiefste Verzweigung, soziale Kälte und Rassismus. In Kalabrien, dieser strukturschwachen Gegend im Süden Italiens bilden illegalisierte Afrikaner das Rückgrat der Obst- und Gemüseindustrie – und doch sind sie deren schwächstes Glied und der Willkür von Gutsbesitzern und Vorarbeitern ausgeliefert. Viele der Migranten sind seit Jahren in Süditalien gestrandet. Manche wollten niemals nach Europa, andere erhofften sich dort ein würdiges Leben. Reckinger dokumentiert ihre Lebenssituation, beschreibt ihre individuellen Lebensschicksale und Überlebensstrategien. Ein lesenswertes und bedrückendes Buch!

Aber zurück zur biblischen Geschichte, die Jesus damals erzählt hat, wie es denn im Himmelreich zugeht, wenn Gott Sein Werk vollendet.

Jedes Mal, wenn wir die Geschichte im Konfirmandenunterricht besprochen und oft auch nachgespielt haben, brach ein Sturm der Entrüstung los über diese Ungerechtigkeit, als es um

die Auszahlung der Löhne an diesem Tag ging: ‚Das ist ja gemein! Die einen haben nur eine Stunde gearbeitet und bekommen dasselbe wie die, die den ganzen Tag gearbeitet haben, und das bei der Hitze! Das soll Gerechtigkeit sein, wie Gott sie meint? Na Danke! Wer weiß, warum die so kurz vor Feierabend noch auf dem Marktplatz stehen? Wohl zu lange geschlafen oder haben sich gedrückt vor der Arbeit.‘ Und ganz clevere sagen: ‚Das mach ich in Zukunft auch so wie die; bin ich denn bescheuert, den ganzen Tag so zu schuftet?!‘ In der Tat, so murren wir wie die Langzeitarbeiter gegen die Güte des Arbeitgebers. Wir gönnen den Letzten den Silber Groschen nicht. Unser Gerechtigkeitsempfinden ist verletzt. Was gäbe das für ein Durcheinander in unserer Welt, bei Tarifverhandlungen im Arbeitsleben, wenn das Schule machen würde?!

Wir ärgern uns erst mal über die Geschichte, die Jesus da erzählt, und doch ist sie genau deshalb erzählt; sie möchte unseren Blickwinkel verändern. Jesus will, dass wir die Welt neu, nämlich mit den Augen Gottes sehen. Er will uns verwandeln, uns von unserem Kreisen um uns selbst und unser Bild der Welt wegbringen, von unserer kleinlichen Rechnerei um Vor- und Nachteile. Gewiss, die Langzeitarbeiter in der Geschichte halten sich an das in unserem Arbeitsleben – übrigens immer noch nicht verwirklichte – übliche System von ‚gleicher Lohn für gleiche Arbeit‘. Es ist die Form der Gerechtigkeit, wie wir unser Zusammenleben aus unserer Sicht in dieser Welt organisieren. Jesus zeigt uns demgegenüber die Sicht Gottes. Der Besitzer des Weinbergs sagt zu den Arbeitern, die sich beklagen: ‚Habe ich nicht Macht zu tun, was ich will, mit dem, was mein ist? Siehst du scheel drein, weil ich so gütig bin.‘ Nur mein Recht sehen, mein ‚zu kurz kommen‘ gegenüber dem anderen, das ist das eine. Das andere: mit den Augen der Güte und der Liebe Gottes zu sehen? Vielleicht wird die Richtung deutlicher, wenn Jesus den Schluss der Geschichte etwas anders erzählt hätte, etwa so: ‚Am Ende des Tages aber bekam jeder, was er verdient hatte: die, die zwölf Stunden geschuftet hatten, bekamen ihren Silber Groschen, und diejenigen, die nur noch eine Stunde in der beginnenden Abendkühle gewerkelt hatten, bekamen eben auch nur ein Zwölftel von dem, was die ersten hatten. Da seufzten diese Letzten auf und sprachen zu sich selbst: Ach sieh: dies wenige reicht nicht einmal aus, dass ich meiner Frau und meinen Kindern einen Kanten Brot mit nach Hause bringe. Wie soll ich ihnen nur unter die Augen treten? Das hörte aber einer von den Ersten, die mit her-umstanden, und er rief alle Arbeiter zu sich. Er sprach: seht diese Letzten, die das Pech hatten und erst so spät angeworben wurden; sie haben nicht genug, dass sie überleben können. Lasst uns daher unseren gesamten Verdienst zusammenwerfen und durch die Anzahl an Leuten teilen. Und siehe: ein jeder ging nach Hause mit dem, was er zum Leben brauchte. Und es herrschte eitel Freude über die Wundertaten Gottes zu jener Zeit.‘

Jesus hat die Geschichte so nicht erzählen können, weil er weiß, wie wir Menschen sind: damals bei den Jüngern, die immer wieder wetteifern, wer denn der größte, der bessere unter ihnen sei mit Hoffnungen auf entsprechenden Lohn; das Muster ist bekannt. (Heute in einer Welt, in der eigentlich genug Lebensmittel vorhanden sind, und den-noch Millionen am Hunger sterben, weil wir sie nicht gerecht verteilen können; wo wir es zulassen, dass Milliarden in die Rüstung gesteckt werden, wovon nur ein Bruchteil ausreichen würde, mit sauberem Trinkwasser oder billigen Medikamenten hunderttausendfach Leben zu retten; wo in diesen Tagen nicht ausgestandener Corona-Pandemie unsere Freiheit zu ‚Normalität‘ und unser Recht auf Urlaub trotz beansprucht wird, die Mehrheit der Weltbevölkerung aber noch ohne jeglichen Impfstoff ist, die Katastrophe in Jemen zur Randnotiz verkommt und dabei auch deutsche Rüstungskonzerne weiterhin Gewinne machen; wo die Langzeitarbeitslosigkeit in unserem Land ansteigt und ebenso die Zahl der ‚working poor‘, der Armen trotz Arbeit, und die Eindämmung der gemeinschaftsschädigenden Steuerflucht kommt nicht voran.

Es ist klar, dass Jesu Verhalten und seine Geschichten anstößig sind. Menschen murren, dass er sich mit denen abgibt, die nicht so ‚anständig‘ leben, mit denen, die aus der Gesellschaft

ausgeschlossen, mit den Armen, die unter die Räder des Lebens geraten sind und denen nicht die Würde zugestanden wird, die wir für uns selbstverständlich beanspruchen. Und dennoch wirbt Jesus für Gottes Perspektive der Barmherzigkeit; Er wirbt um Barmherzigkeit bei den Unbarmherzigen, bei uns, die wir im privilegierten Teil der Welt leben und unseren Lebensstil als Maß setzen. „Siehst du scheel drein, weil ich so gütig bin und auch den letzten Tagelöhnern das Existenzminimum, das zum Leben für diesen Tag nötige gebe?“ so die Frage des Weinbergbesitzers, so die Frage von Gott an uns: „Siehst du so scheel drein, weil ich in meiner Barmherzigkeit will, dass alle Menschen leben können, überleben können, auch die 80% der Menschheit, die sich mit nur 20% der lebensnotwendigen Rohstoffe der Erde begnügen müssen, die ich doch für alle geschaffen habe?“ Mit den Augen Jesu die Güte Gottes erkennen, wie wir alle aus einer umfassenden Solidarität, nämlich aus Seiner unendlichen Liebe leben dürfen und eben so nicht auf unser vermeintliches Recht pochen müssen, sondern vielmehr darauf achten können, wie wir den Letzten gerecht werden, dass auch sie leben können. Die Geschichte zeigt, wie die Ersten und die Letzten in den Augen Gottes gleichermaßen wertvoll sind, unabhängig von dem, was sie geleistet haben oder leisten können. Was wir wirklich sind, das entscheidet sich nicht daran, ob wir einen guten Job haben, ein dickes Bankkonto oder ein schickes Auto, ob wir teure Kleidung tragen oder gut aussehen oder ob unsere Ehe und Familie harmonisch ist. Was wir wirklich sind, das sind wir in den Augen Gottes, und Gott sieht uns so an, dass wir uns selbst, auch wenn wir uns als die Letzten vorkommen, annehmen können, unsere Stärken fördern und für andere einsetzen, an unseren Schwächen arbeiten und sie doch auch im Licht der gnädigen Vergebung Gottes annehmen. Er bringt uns zurecht, lässt uns Seine Gerechtigkeit angedeihen, gerade auch dann, wenn wir scheitern; denn auf Seinen Namen, wie wir ihn durch Jesus Christus kennen, sind wir getauft.

Ein letztes: der Weinbergbesitzer, Gott schickt die Leute nicht in den Steinbruch, nicht aufs Feld oder zur Fronarbeit, sondern in einen Weinberg; dort wird bearbeitet und geerntet, was nicht unbedingt zum Lebensnotwendigen gehört; Wein begleitet vielmehr Fest und Freude, die Feiern des Lebens. Gott schenkt Leben, Leben in Fülle, auch den anderen, gerade auch den Letzten. Jesus erzählt die Geschichte, weil Gott nicht aufhört, Menschen zu suchen, die nicht scheel, sprich neidisch gucken, wenn Er zu anderen gütig ist. Er sucht Menschen, die begreifen, dass keine der Möglichkeiten unseres Lebens selbstverständlich ist, sondern Geschenk; die diesem Jesus trauen, in dem sich Gott selbst mit Seiner Liebe ganz und gar den Menschen geschenkt hat, bis hin zum Kreuz. Er sucht Menschen, die sich selbst einsetzen, engagieren, schenken können, ohne zu fragen, was habe ich davon oder wo ist jetzt der Spaß für mich dabei? Sondern die sich für die bessere Gerechtigkeit einsetzen, für ein Leben, in dem auch Benedict, der von Gott Gesegnete (Name), der Tagelöhner aus Rosarno in Süditalien das für ihn und seine Familie Nötige zum Leben bekommt, mindestens den Silbergroschen, auch dann, wenn ihn kein Farmer zur Arbeit mitgenommen hat. Menschen etwa wie die im Projekt „SOS Rosarno“, die zeigen, dass es anders geht, dass biologisch angebaute Orangen direkt vermarktet werden und so Arbeiter und Bauern einen fairen Preis bekommen und ihre Lebensverhältnisse verbessern können. Menschen wie die im Projekt „Mediterranean Hope“ der Waldenser-Kirche, die den in Italien gestrandeten Flüchtlingen menschlich zur Seite stehen, getragen von der gemeinsamen Hoffnung, dass niemand zu kurz kommen muss, so dass wir einmal alle (jedes Abendmahl ein Vorgeschmack) das Fest des Lebens miteinander feiern können. Gott sei Dank, dass Er solche Menschen findet, auch unter uns! Amen